

Zeitschrift: Gesundheitsnachrichten / A. Vogel
Herausgeber: A. Vogel
Band: 23 (1966)
Heft: 7

Artikel: Von der Hauptstadt der Inkas zum letzten Zufluchtsort
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-969391>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Hauptstadt der Inkas zum letzten Zufluchtsort

Wer Cuzco, die alte Inkahauptstadt das erstemal betritt, mag den ersten Tag etwas Kopfweh verspüren, denn er befindet sich immerhin in einer Höhe von 4000 Metern. Ist er die dünne Luft aber erst einmal gewohnt, dann kann er seinem Wissensdrang genügend Nahrung verschaffen, denn in Cuzco und Umgebung finden sich viele Bauten der alten Inkakultur vor. Mit etwas Phantasie können wir in unserem Geiste auch die Gestalten der alten Inkas wieder aufleben lassen. Erstaunt und kopfschüttelnd umgehen wir die schweren Bausteine, die bis 100 Tonnen wiegen, denn es ist uns unbegreiflich, auf welche Weise man solche in dieser Höhenlage 40 bis 50 km weit herbeischaffen konnte. Man kann sich auch darüber den Kopf zerbrechen, wie diese Kolosse von Bausteinen ohne Mörtel, vielkantig behauen, so zusammengefügt werden konnten, dass man keine Messerklinge zwischen die Fugen treiben kann. Nimmt man daher von diesen Zeugen genialer Baukunst Abschied, dann weiss man genau, dass sie in unserer Erinnerung verbleiben werden, verbunden mit manchen unbeantworteten Fragen.

Sehr erstaunt sind wir auch über die Eucalyptusbäume, die uns in dieser Höhenlage begegnen, und wir würden nicht begreifen, dass sie hier oben noch gedeihen können, wenn wir uns nicht daran erinnern würden, dass wir nahe dem Äquator sind. Haben wir uns erst einmal mit der alten Inkakultur in Cuzco beschäftigt, dann müssen wir bestimmt auch noch die letzte Zufluchtsstadt dieses wackern Indianervolkes aufsuchen. Von Cuzco aus müssen wir die Bahn nehmen, um uns dem weit abgelegenen Ort von Machu Picchu zu nähern. Diese Bahn steigt einige hundert Meter über Cuzco hinauf, und zwar auf solch originelle Art, wie ich dies noch nirgends gesehen habe. Statt sich in Kurven hinaufzuwinden, fährt sie einfach zickzack im spitzen Winkel hin und her, so dass die Lokomotive einmal hinten, dann wieder vorne

ist. Aber schliesslich gelangt man doch in die Höhe, und nun geht es auf der anderen Seite einem langen Tale entlang wieder hinunter. Der Weg führt uns durch eine interessante Gegend, in der Kulturland mit felsigen Partien und sogar mit etwas Urwald abwechselt. An den Stationen bieten Indianerinnen allerlei Esswaren an, teilweise säuberlich in Blätter eingepackt, Früchte, Süssigkeiten und auch Fleisch. Malerisch wirken die gesunden Frauen mit ihrem langen, blauschwarzen Haare, ihren bunten Kleidern mit den weiten Röcken und den Filzhüten, die oftmals schwarz sind und aus der Zeit der Spanier stammen, denn als die Inkas noch von fremdem Einfluss unberührt waren, trugen sie eine eigenartig geformte Kopfbedeckung, die von künstlerischer Handfertigkeit und fröhlichem Farbensinn zeugte.

Unsere Fahrt ging weiter, und oft wurde das Tal sehr eng und das Rauschen des wilden Urwaldflusses Ajakali, der in das Quellbecken des Amazonas fliesst, überlötete das Getöse der Eisenbahn; oft zeigten sich die wilden Wellen, die ihre Wasser über mächtige Granitsteine zu Tale wälzen. Rechts und links sind die Ufer von allerlei Tropenpflanzen eingesäumt und manchmal schreckt der ratternde Zug farbenprächige Vögel aus dem grünen Blattgewirr der üppigen Pflanzenwelt auf.

Machu Picchu

Nach einer langen, abwechslungsreichen Fahrt erreichen wir schliesslich die Endstation. Staunend schauen wir zu den Bergriesen hinauf, die im Dunste liegen und links und rechts ziemlich steil zum Himmel emporsteigen. Ein kleiner Auto-car bringt uns in vielen Windungen zur letzten Feste und Zufluchtsstätte der Inkas hinauf. Die Überreste des einstigen Machu Picchu sind nur noch ein mächtiges Ruinenfeld. Hier inmitten riesiger Berggipfel, zwischen denen die Sonnenstrahlen mit Licht und Wärme hindurchdringen, einsam, verlassen, hoch über den

Tälern der Tiefe, glaubten die Inkas vor den erbarmungslosen Eindringlingen gesichert zu sein. Hier bauten sie nicht nur eine Feste gegen die Feinde, sondern hier liessen sie sich auch noch zu friedlichem Zwecke nieder, denn sie legten terrassenförmige Gärten an und sorgten auch für ihre religiösen Gefühle der Andacht, denn so nahe der Sonne waren sie besonders von ihrem starken Zauber ergriffen. Schon im Tale hatten sie ihr als männliches Prinzip ihrer Gottheit Huldigung dargebracht, während sie gleichzeitig die Erde als weibliches Prinzip verehrten, weil sie glaubten, dass durch die Verbindung der beiden alles Leben hervorgebracht werde.

Wer trägt die Schuld?

Ein Inka, mit dem ich befreundet bin, erzählte mir, dass einer ihrer letzten grossen Fürsten gesagt habe, er vermute hinter der Sonne noch einen grösseren Geist. Wären die Spanier wirklich als Wohltäter in das Gebiet der Inkas eingedrungen, wäre es für sie bei solch einer Einstellung leicht gewesen, dieses kulturell hochstehende Volk mit Erkenntnis zu bereichern, indem sie ihm den über der Sonne stehenden Gott und Schöpfer aller Dinge bekanntgemacht hätten. Aber sie versagten dieser christlichen Pflicht gegenüber völlig. Wohl brachten sie ihre religiösen Ansichten mit sich, aber durchdrungen von heidnischen Lehren, und materielle Gier hatte die Gesinnung dieser rücksichtslosen Eroberer blind gemacht und verhärtet. Statt zu Wohltätern wurden sie deshalb zu kaltblütigen Mördern. Dieser Tatsache erinnerte ich mich besonders, als ich in der Ruinenstadt zur höchsten Stelle der Hochebene gelangte, dort, wo die Zeremonien der Sonnenverehrung jeweils stattgefunden hatten. Die geschichtlichen Berichte bekunden nämlich, dass die Spanier dieses starke, gesunde Volk zur Zeit der Sonnenwende wehrlos niedermetzeln konnten, weil sich in diesem Zeitpunkt das Inkavolk seiner religiösen Einstellung wegen nicht zur Wehr setzen und nicht kämpfen durfte.

Es war daher zielbewusste Berechnung, die den Sieg errang, und diese Tat stempelte die Eroberer zu brutalen Barbaren, nicht aber zu wohltätigen Christen, die sie immerhin zu sein behaupteten.

Die fast unlösbaren Schwierigkeiten, mit denen die weisse Rasse heute in Asien und Afrika zu kämpfen hat, sind in erster Linie als Folgen des Versagens unserer Vorfahren zu bezeichnen, denn es lässt sich nicht leugnen, dass sie an Stelle ihrer kulturellen und christlichen Pflichten rein selbstsüchtige Ziele verwirklichten, und zwar, wenn es sein musste, selbst mit den niedrigsten Methoden.

Machu Picchu ist ein beredtes Überbleibsel, ein stilles Denkmal jener Kultur, die einst in ihrem höchsten Stand von den Spaniern wie eine Blüte geköpft und dem Verderb preisgegeben worden war. Der spanische Herrscher Karl V. erhielt damals von einem Augenzeugen einen Brief, der ihm den hohen ethischen Stand dieser Kultur bis in Einzelheiten schilderte. Er verschafft uns daher eine Vorstellung von dem, was an Menschen und Kulturgut frevelhaft vernichtet wurde. Prof. Heim hat diesen Brief in einem seiner Bücher abgedruckt. So im Geiste die Vergangenheit versunken, wanderten wir nachdenklich durch die Ruinen. Die Bauweise war hier oben nicht mehr so gewaltig, wie unten in der Nähe von Cuzco, was jedoch leicht verständlich ist, wenn man die Umstände in Betracht zieht. Solange noch kein Feind im Lande war, spielte auch die Zeit keine Rolle. Das Gefühl innerer Ruhe und Sicherheit bringt in Friedenszeiten manches zustande, was in Zeiten der Bedrohung und Gefahr unmöglich ist. Auf den verlassenem Pflanzterrassen begrüßten uns einzelne verwilderte Gartenblumen, die auch bei uns heimisch sind und die hier vermutlich zur Inkazeit angepflanzt und gepflegt worden waren. Vor unserer Abfahrt wandten wir nochmals unsere Blicke nach den hohen, steilen Bergpyramiden, die im glanzvollen Dunst des Abends wie gespenstische Kulissen herniederschauten, wobei es schien, als

wollten diese stummen Zeugen des vergangenen gewalttätigen Geschehens noch

heute ihren Groll darüber zum Ausdruck bringen.

Der Krieg im Mikrokosmos

Kleine Verletzungen, wie sie bei der Arbeit im Hause oder im Garten vorkommen können, sind heute viel gefährlicher als früher. Der blosser Stich eines Stachel- oder Brombeerdornes kann oftmals so übeln, dass eine böse Sache daraus entsteht, während man früher bei der Gartenarbeit solch unbedeutenden Vorkommnissen überhaupt keine Beachtung schenken musste.

Durch die veränderten bioklimatischen Verhältnisse, durch die vermehrte Radioaktivität in der Luft und im Wasser, durch das Spritzen von Giften wie DDT und andere mehr hat es unter den unzähligen Mikroorganismen unerwartete Veränderungen gegeben. Auch einige Viren haben einen sehr boshaften Charakter angenommen. Man wurde dieserhalb in der medizinischen Forschung gezwungen, immer neue Kombinationen antibiotischer Mittel auszuprobieren, um der gemeinen Art dieser Viren beikommen zu können.

In der Biologie gibt es keine starren Gesetze, weshalb alles einem ständigen Wechsel unterworfen ist. Jedem Angriff steht eine Abwehr gegenüber, und zwar im leberhaltenden Sinne. Diese Abwehr mag in erster Linie womöglich bloss in einer Anpassung beruhen. Verwenden wir beispielsweise ein Spritzmittel gegen einen bestimmten Schädling, dann gibt es immer einige Überlebende, die automatisch eine Gegenwehr anstreben, und mit der Zeit entstehen sogenannte resistente Stämme, die sich trotz dem auf sie gestäubten Gifte entwickeln können. Dies zwingt den Gifthersteller, nach verstärkten Giften Umschau zu halten, indem er andere Zusammensetzungen wählt.

Infolgedessen werden die Spritzmittel immer giftiger, bis sie für den Menschen direkt und indirekt eine grössere Gefahr darstellen als die jeweiligen Schädlinge, die ihm nur materiellen Schaden zufügen. So werden wir denn mit der

Zeit wieder gezwungen, biologische Kampfmittel zu entwickeln. Dies hat man beispielsweise in der Schweiz mit dem Lärchenwickler erfahren. DDT-Versuche gaben uns zu verstehen, dass auch Bienen und viele andere nützliche Insekten mit- samt dem Lärchenwickler zugrunde gehen müssen. Warum überhaupt ein solch gefährliches Mittel verwenden, wenn doch die Natur ihrerseits für Abhilfe gesorgt hat? Da ist nämlich die Schlupfwespe, die als natürlicher Feind des Lärchenwicklers wirksam ist, während sie weder den anderen Insekten noch uns Menschen irgendeinen Schaden zufügt. Bei genügender Anzahl können die Schlupfwespen innert kurzer Zeit Milliarden von Lärchenwicklern vernichten. Gegen tierische Schädlinge sollte man nur biologische Kampfmittel einsetzen, denn jeder tierische Schädling hat einen natürlichen Feind, der ihn gerne verzehrt. Man sollte daher diese Helfer züchten und auf die Schädlinge loslassen.

Bekannt sind die sogenannten Marienkäferchen, die viel und gerne Blattläuse verzehren. Ich habe auf meinen Kulturen, auf denen keine giftigen Spritzmittel Verwendung finden, sehr viele von ihnen in meinen Diensten. Auch die Singvögel, die unsere besten Schädlingsverzehrer sind, können uns bei der Schädlingsbekämpfung von grösstem Nutzen sein. Was aber, wenn sie die vergifteten Insekten fressen? Dann gehen sie eben bedauerlicherweise auch selbst in grossen Mengen daran zugrunde. Rechnet man noch hinzu, dass diese getreuen Helfershelfer in Italien und sogar im Tessin eingefangen und verspeist werden, dann müssen wir leider feststellen, dass wir jährlich Hunderttausende unserer besten Garten-gehilfen, die uns für ihre Arbeit nichts verlangen und uns zu ihrer Gratisleistung hinzu noch wundervol singen, verlieren müssen.